

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Erich Hackl

*Dieses Buch
gehört meiner Mutter*

Diogenes

Umschlagillustration:
Werner Berg,
›Blühender Kirschbaum – Ursi – Schiffszimmerleute‹, 1934
Copyright © Werner Berg Museum Bleiburg /
www.wernerberg.museum

Auf Wunsch des Autors folgt dieses Buch
der alten Rechtschreibung

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2013
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
100/13/8/1
ISBN 978 3 257 06866 5

Am Hang des Predigtberges
lag Sankt Leonhard.
Am Fuß des Heidenberges
lag Weitersfelden.
Firling lag so dazwischen:
vier Hügel dahin,
fünf Hügel dorthin.

Wer bis dreißig zählen konnte,
hatte das ganze Dorf erfaßt:
zwei Dutzend Höfe und Häusl,
zwei Wirtshäuser,
eine Schmiede,
eine Kapelle,
ein Feuerwehrhaus.

Drumherum ein paar tausend Steine,
verstreut über Weiden, Äcker und Wälder.

Mittendrin allerlei zahmes Getier
sowie Mannsbilder, Weiberleute und Kinder,
erfüllt von Fleiß, Gehorsam, Gottesfurcht
und einem großen Durst nach Geselligkeit.

Immer in der Schwebe
zwischen Argwohn und Leichtsin.

Zu erschöpft,
sich die Gegenwart vorzustellen.

Solche wie ich.

HAFER und Roggen und jede Menge Erdäpfel.
Dazu Rüben. Flachs. Mehr ließ der Boden nicht aus.
Die Äpfel waren sauer, die Zwetschken fielen
unreif vom Baum. Birnen, ja Birnen gediehen,
aber sie waren klein und matschig und schwarz
und hielten sich nur ein paar Wochen.

Wir hatten als einzige einen Kirschbaum.
Er stand in der Mulde neben dem Haus,
ein wenig geschützt vor dem eisigen Wind.
Um ihn durchzubringen, ging mein Vater
in den Frostnächten hinaus, ein kleines Feuer
anzuzünden, das rauchte weiß wie die Blüten.

Das erste Fahrrad war aus Holz.
Es hatte zwei Räder und keine Pedale.
Mit dem Lenker ließ sich nicht lenken.
Zum Aufsitzen brauchte ich keinen Stein.

Die ersten Skier waren zwei Faßdauben.
An die Spitzen waren Schnüre genagelt,
zum Festhalten und zum Steuern.
Der Skistock war noch nicht erfunden.

Das erste Motorrad kurvte um die Kapelle,
ehe es knatternd im Hohlweg verschwand.
Es hinterließ eine Spur der Verwüstung:
eine tote Henne, Federn, geschockte Gänse.

Das erste Schiff schwamm auf der Donau.
Ich sah es von Urfahr aus, auf die Entfernung
kamen mir die Menschen an Deck winzig vor.
»Zwergel«, juchzte ich, »drei, vier Zwergel!«

Der erste Zeppelin war auch schon der letzte.
Sein Rumpf glitzerte in der Wintersonne.
Die Dietl, die uns beim Dreschen half, seufzte:
»Was Schöneres werd ich nie mehr sehn.«

DIE Straße war schmal und steil und schlecht.
Alle heiligen Zeiten kam ein Auto daher.
Am Firlingberg versagten meistens die Bremsen.

Einmal waren es Ausflügler aus der Stadt,
der Fahrer mit Lederhaube und seine schöne Frau
im offenen Verdeck.
Das Auto überschlug sich
und blieb im Graben liegen.
Die Räder surrten noch eine Weile.

Die Frau war tot, wir legten sie in die Stube,
bis der Leichenbeschauer kam.
Der Mann neben ihr jammerte zum Herzerbarmen
um sein gebrochenes Bein.

Die Buben schnitten aus den Reifen Radiergummis,
die schmierten.

EINE kleine Semmel kostete fünf Groschen.
Eine Rippe Schokolade zehn Groschen.
Vom Kirtag ein großer Sack Süßigkeiten
mit Schaumrolle und Kokoskuppeln einen Schilling.

Ich hatte es gut: meine Mutter gab mir jeden Tag
eine halbe Semmel mit in die Schule.

Die Rauh Hedwig, die so schön singen konnte,
hatte nie mehr als ein hartes Scherzel in der Tasche.
Oft war es verschimmelt.

Die Fessl-Kinder legten die Brotscheiben übereinander
und wehe, die des andern stand vor.

Beim Pum hatten sie achtzehn Kinder und eine große Not.
Auf ihrem Christbaum hingen nur Erdäpfelspeigen.

JEDES Jahr kamen sie zweimal ins Dorf:
Anfang Mai, wenn in den Gräben der letzte Schnee
geschmolzen war, Mitte September,
bevor es kalt aus dem Böhmischem wehte.

Immer war ich allein zu Hause. Es hieß,
sie stehlen Kinder. So schnell konnte ich gar nicht
das Hoftor verriegeln, das Haustor zusperren,
die Geschäftstür verrammeln, wie mein Herz klopfte.

Mein Vater lachte. Meine Mutter warnte ihn
schon gar nicht mehr. Jedesmal ließ er sich
auf den Roßhandel ein. Jedesmal fing der Hengst,
feurig und stolz, nach ein paar Tagen zu lahmen an.

Die Frauen trugen bunte Röcke und Kopftücher
wie wir im Sommer auf dem Feld: im Nacken verknotet.
Sie rupften die Hühner im Handumdrehen.
Sie stehlen wie die Raben, sagte man. Uns ging
nie was ab.

Im Gegenteil, wenn sie sangen, abends am Feuer
in der Senke neben dem Haus, wo der Kirschbaum stand,
flog uns was zu, das wir nicht benennen konnten.
Eine Wonne, ein Schaudern, süß und bitter zugleich.

Unsere Schuld war es nicht, daß sie mit einmal ausblieben.
Unsere Schuld war, daß wir nicht fragten, wo sie
geblieben waren.

UNSER Nachbar hatte vier Töchter,
eine tüchtiger als die andere,
dazu blitzsauber und gescheit.

Er hatte seine Frau getötet.
Es war ein Unfall, beteuerte er.
Er habe auf eine Katze geschossen.
Das Gericht sprach ihn frei.

Er hatte einem das Leben gerettet.
Er hatte ihn aufs Pferd gehoben,
er war mit ihm weit geritten,
zum Verbandsplatz, im Krieg,
sonst wäre der eine verblutet.

Er war hinter den eigenen Töchtern her.
Der Fanni, die bei uns Dirn war,
schlich er bei jeder Gelegenheit
nach in den Stall oder paßte sie
auf dem Streuboden ab. Einmal
ging mein Vater dazwischen.
Er schlug ihn grün und blau.
»Tu das nie wieder.« Aber er tat es.

Viel später fand die Fanni eine Stelle
als Serviererin in einem Hotel.
Der Juniorchef machte ihr einen Antrag,
dann jagte er sie aus dem Haus.
Einer hatte ihm akkurat geschrieben:
»Die hat es mit ihrem Vater getrieben!«

LEBENS MüDE. Ein Zustand,
an dem man sterben konnte.
Selten genug, aber doch.
Sich am hellichten Tag hinlegen,
vorher nach dem Pfarrer schicken,
die letzte Ölung empfangen,
die Augen schließen für immer.

Aber die meisten sind gestorben,
als sie noch voll im Saft standen.
Vom Heuboden gefallen,
vom Baum erschlagen,
vom Blitz getroffen.
Oder einfach umgesunken,
in der Hand den Krampenstiel,
die Mistgabel oder den Eisstock.

Gesund fortgegangen,
tot heimgekommen.
Zwei Tage lang aufgebahrt.
Von den Männern und Frauen,
alle in schwarzem Tuch,
mit Weihwasser besprengt,
beim Namen genannt,
mit einem Abschiedswort bedacht.

Dann rief der Vorbeter auf
zum gemeinsamen Gebet:
für den Verschiedenen,
für die Freundschaft,
für alle, die in dem Haus

schon gestorben sind,
und für den Nächsten,
der heraussterben wird.

Das Wimmern der Witwe,
das Schluchzen der Waisen,
das Räuspern der Nachbarn,
während der Sarg zugenagelt,
von vier Männern geschultert,
auf ein Fuhrwerk gehoben wurde.

Zuletzt der Trauermarsch,
schleppend und trostlos.

TROSTLOSER noch war es,
wenn ein Kind starb,
und besonders trostlos,
wenn es ungetauft starb.
Nur die engsten Angehörigen
gaben ihm das letzte Geleit.
Für gewöhnlich trug der Vater
den kleinen Sarg, wankend
unter der federleichten Last.

Als aber unser Nazi starb,
vier Jahre vor meiner Geburt,
war der Vater im Krieg.
Man verschob das Begräbnis
in der Hoffnung, der Kaiser
werde ein Einsehen haben
und Sterbeurlaub genehmigen.
Schließlich führte ein Nachbar
den Trauerzug an, unterm Arm
den ungehobelten Kindersarg.
Hinter ihm meine Mutter.
Auf dem Rückweg, zwischen
Friedhofsmauer und Schwagerhaus,
kam ihr mein Vater entgegen,
wankend wie sie unter der
schwer beerdigten Last.

DAS ist meine erste Erinnerung:
die an den Vater, als er sechs Jahre alt war
und einer Verwandten geschenkt wurde.
Ihr Mann war jung gestorben, kinderlos,
sie wollte nie wieder heiraten.
Aber da war der Hof, schuldenfrei
mit fünfzig Joch Grund,
der einen Erben suchte.

Damit er sich nicht sträubte,
kauften sie ihm einen Janker
aus grober Wolle, die kratzte.
Du kennst den Weg, sagten sie,
zu Mariä Himmelfahrt längstens
gehen wir dich besuchen.
Daß du uns keine Schande machst.

Während seine neue Mutter
samt Gesinde beim Heuen war,
mußte er neben der Muhm sitzen,
der sie das Bett zum Sterben
in die Stube gestellt hatten.
Greif sie an. Ist sie kalt,
zündest du die Totenkerze an.
Vor ihm die Kerze, daneben die Zünder,
dahinter die Muhm.

Einmal war sie kalt,
da zündete er die Kerze an.
Er betete zehn Vaterunser,
fünf Gegrüßet seist du Maria.
Dann war sie nicht mehr kalt.
Dann wieder.

Dann zuckte die Flamme,
sprang die Tür zur Kammer auf,
jagten Schemen über Decke und Wand.

Da floh er, Hals über Kopf
und über die Felder.
Er schaute sich nicht um.

Zu Hause der Vater, die Mutter schämten sich.
Fünzig Joch Grund, viel Wald, schön eben.
Bald wärest du Bauer geworden auf eigenem Hof.
Jetzt haben wir dich wieder.

Etliche Jahre später heiratete die Verwandte.
Ihn nahm sie zum Beistand.

SEINE ältere Schwester,
die ihm die liebste war,
wurde ledig schwanger.

So habe ich es gehört.

Ein Gendarm sei ihr zugegangen
und auch der Gemeindefeldarzt von Weißenbach.
In Leonhard gab es noch keinen.

Blitzsauber war sie, habe ich gehört.

Sie hätten sie festgehalten
zu dritt, der Vater, die Mutter
und der Gendarm,

so habe ich es gehört,

und der Arzt habe ihr beim Abtreiben
die Blase zerrissen.
Sie habe geschrien, daß es noch in Maasch
zu hören gewesen sei.

Das habe ich gehört:

Schreie, Schreie, Schreie.

So sei sie gestorben, schreiend.
Ihr Bruder, mein Vater,
habe es auch gehört, später.

Schreie, die in meinen Ohren dröhnen.

Er habe den Arzt anzeigen wollen,
aber davon Abstand genommen.

Weil kein Durchkommen gewesen wäre.
Weil die Ärzte und die Richter
zusammengehalten hätten.

Weil die Prozeßkosten ihn um Hab und Gut
gebracht hätten.

Weil seine Lieblingsschwester davon
nicht wieder lebendig geworden wäre.

So habe ich es gehört von ihm.

Und ihm keinen Vorwurf gemacht.

Warum.

Das ist die zweite Erinnerung
an die Zeit vor meiner Geburt:
als mein Vater in Przemyśl im Lazarett lag
und meine Mutter Soll und Haben
auseinanderzählte. Es ging sich nie aus.

Es war im zweiten oder dritten Kriegsjahr.
Die Glocken waren abzuliefern: Gott für Eisen.
Die in unserer Kapelle hatte viel Geld gekostet,
viel Zeit, viel Streit.
Aber das war es nicht.
Sie rief zum Gebet. Sie stärkte den Glauben.
Das war es auch nicht.
Ihr Klang war hell und süß und ohne Nutzen.
Das war es schon eher. Aber nicht ganz.
Sie war, was die Menschen verband.
Nicht, was jedem für sich,
alles, was ihnen gemeinsam gelungen war.

Der Schmied brachte sie im Karren nach Leonhard.
Den Glöckel hatte er fest umwickelt.
So stand sie zwischen der dicken Kirchglocke
und der zierlichen Sterbeglocke
beim Haunschmid im Vorhaus,
matt schimmernd im Zwielflicht,
geknebelt für den Transport in die Stadt, in eine Gießerei.
Die Fuhrleute saßen in der Stube und zechten auf Vorrat.
Der Schmied zechte mit. Er war nicht recht bei der Sache.
Er hatte ein Auge auf die Tür, er lauschte unauffällig.

Seine zwei stärksten Töchter (alle fünf waren stark)
stahlen die Glocke, als es drinnen laut herging.
Sie schleppten sie über den Pfarrhof,

den Acker hinunter, beim Aumann vorbei,
wateten zweimal durch den Aubach,
damit Hunde keine Witterung aufnehmen konnten,
schwitzten, keuchten, gönnten sich eine kleine Rast.
Gegen Mitternacht waren sie in der Schmiede.
Dort war schon die Brücke herausgerissen,
eine Grube gegraben. Hinein mit ihr!
Sooft ein Roß beschlagen wurde, seufzte sie hell.
Also wieder ausgegraben, bei Neumond,
die Schmiedin leuchtete, die Töchter faßten mit an,
bis die Glocke endlich umgebettet war:
in ein Lehmgrab unter der steinernen Platte,
aus dem sie auferstehen sollte.

Gefahndet wurde nach Diebsgut wie Täter.
Die Gendarmen hielt man für befangen,
deshalb kamen drei Detektive aus der Stadt.
Sie verhörten alle im Dorf,
drohten mit Beugehaft,
stocherten mit der Gabel im Mist und im Heu.
Unverrichteter Dinge reisten sie ab.

Als der Krieg aus war, verspielt wie alle,
die uns betrafen, läutete die Firlinger Glocke
als einzige weit und breit den Frieden ein
und, aus Dankbarkeit, ganz von allein.
Wer genau hinhorchte, vernahm ihre Botschaft:
Ehre dem Schmied, Ehre den Töchtern!

Als ich getauft werden sollte,
»schnell schnell, eh sie uns stirbt«,
lag meine Mutter noch im Wochenbett,
das sie sich in die Stube hatte stellen lassen,
des besseren Überblicks wegen.

»Sie soll Henriette heißen, merk dir das«,
sagte sie zu meinem Vater. Er nickte zerstreut,
spannte ein und fuhr mit mir nach Leonhard.

Im Wirtshaus saßen sie übers Eck,
mein Vater und sein jüngerer Bruder,
der Fleischhacker-Wirt,
der als Pate ausersehen war.
Ich lag im Wickelpolster, still trotz der Fliegen,
in Obhut der alten Hebamme,
die schielend Tabak kaute.
Es war Anfang August. Der Durst war groß.
Das Bier schäumte. Der Schnaps brannte.

Es fiel ihnen schwer, aufzustehen,
und sie hatten rote Gesichter.
Auch die Zunge wollte nicht recht.
Hochwürden Weidinger runzelte die Stirn,
als sie, verspätet und mit ungehörigem Krach,
durchs Kirchentor wankten.
Ungewiß, wer mich im Arm hielt,
ein Glück nur, daß er mich nicht fallen ließ
oder gar, stolpernd, dann stürzend, erdrückte.
Beim Becken, vor Beginn der Zeremonie,
fragte Weidinger nach dem Namen,
auf den er mich taufen sollte.

Mein Onkel sah meinen Vater an,
mein Vater sah meinen Onkel an.
Keiner von ihnen wußte die Antwort,
jeder klappte den Mund auf und zu.

Da begann ich zu schreien, was meinen Vater belebte.
Sein Blick irrte durchs Kirchenschiff,
wanderte über die Säulen, die Bänke, den Opferstock,
striefte den Seitenaltar, blieb endlich haften
an der Muttergottes mit Kind. Seine Miene hellte sich auf.
»Maria«, sagte er mit rauher Stimme,
fragend zuerst, dann bestimmt. »Maria!«

So kam ich zu meinem Namen, dem falschen.
Meine Mutter weinte vor Wut,
als er ihr sein Versagen gestand.
Sechs Tage lang redete sie kein Wort mit ihm.
Am siebten bat er sie kleinlaut,
was nicht seine Art war,
ihm wieder gut zu sein.

Jahre später hat sie es mir erzählt,
aufs neue entrüstet.

NACHBEMERKUNG

Soweit ich zurückdenken kann, hat meine Mutter von der Welt ihrer Kindheit und Jugend erzählt. Diese Welt lag im Unteren Mühlviertel, einem entlegenen Hügelland nördlich der Donau, nahe der tschechischen Grenze, und umfaßte nicht nur ihre eigene Lebenszeit, sondern auch Ereignisse aus den Jahren vor ihrer Geburt, die den Dorfbewohnern gegenwärtig geblieben waren. Aus eigener Anschauung kenne ich nur noch Reste dieser Welt – das zu einer Streusiedlung wuchtiger Kleinfamilienhäuser sich wandelnde Dorf und einige Nachkommen derer, die es vor einem Menschenalter bevölkert haben. Es ist nicht mehr abgeschieden, und seine jetzigen Bewohner verfügen über allerlei Annehmlichkeiten; auch über die Gewißheit oder Illusion, sich im Gleichschritt mit der zusammengestückelten großen Welt zu bewegen. Es wirkt öde und grau, verglichen mit den farbigen Bildern, die durch die Erzählungen meiner Mutter von den Menschen und ihren Verrichtungen in mir entstanden sind. Ich bin nun, nach ihrem Tod, darangegangen, mich der früheren Welt zu versichern, sie mit ihrem Blick und in ihren Worten wahrzunehmen, und deshalb gehört dieses Buch meiner Mutter.

Tatsächlich gehört es aber auch meinem Vater, denn die längste Zeit hat er sie zum Erzählen gebracht und im Erzählen begleitet. In meiner Erinnerung, die nicht frei von Wehmut ist, verständigen sich die beiden oft, ständig eigentlich, über die Zeit und die Gegend, in denen sie geboren und aufgewachsen sind. Das Erzählen meines Vaters war vermittelnder als das ihre, es

bezog uns Kinder mit ein, nahm Rücksicht auf unseren Wissensstand, sparte nicht an Pointen, kehrte die heiteren und die komischen Aspekte hervor. Es war ein erklärendes, auch aufklärendes Erzählen, während das meiner Mutter unmittelbar, deutungslos, offen, nicht auf ein Ende oder eine Lehre hin gerichtet war. Unlängst fand ich ein Blatt Papier, auf dem mein Vater – der zwanzig Jahre vor ihr gestorben ist – unter der Überschrift »Gedanken in der Intensivstation, 13. 3. 1982« (zwei Tage nach einer schweren Herzoperation) aufgezählt hatte, was er so gern noch erleben wollte. Tätigkeiten verrichten, Wege gehen, Menschen begleiten, wie in seiner Kindheit. »Einmal noch möchte ich ein Kind sein wie vor 56 Jahren.« Eine solche Sehnsucht war meiner Mutter unbekannt, auch wenn sie bis zuletzt nicht loskam von dieser Welt, erzählend und in Träumen, die sie ebenfalls erzählte. Sie verdamnte ihre ersten fünf- undzwanzig Lebensjahre nicht, aber die Erinnerung an sie war ihr kein Trost. Die Erfüllung suchte sie in der Gegenwart, die ihr die längste Zeit knapp zu werden drohte. Sie war bemüht, nicht aufzufallen, sich den üblichen Konventionen zu fügen. Aber sobald sie erzählte, waren Vorurteile, die sie weiterhin plagten, schlagartig verschwunden. Auch deshalb gehört dieses Buch meiner Mutter.

Den Titel habe ich mir von Bettina von Arnim ausgeborgt. *Dies Buch gehört dem König* handelte von geistigen und materiellen Mißständen. Davon ist auch hier die Rede, aber nicht ausschließlich und vielleicht nicht einmal zum überwiegenden Teil. Ich wollte auch zeigen, wie es Menschen trotz Armut und Mühsal gelingt, sich über die fremdbestimmten wie selbstverschuldeten Verhältnisse zu erheben, für einen Moment oder länger. Mit List und Humor, oder aus Mitleid, auch mit sich selber. Ich halte mich dabei an die Geschichten meiner Mutter, nehme mir aber die Freiheit, ihr Einsichten zu gestatten, die sie nicht auszudrücken vermochte oder zu denen sie nie gelangt

ist. Die Freiheit, ihr mein Gewissen anzudichten. Ich glaube nicht, daß sie oder mein Vater dagegen Einspruch erheben würde. Ich habe dieses Buch, wenn man so will, mit ihr und nicht gegen sie geschrieben. Mir ist dabei manches in ihrem, in meinem und im Dasein anderer klarer geworden. Auch deshalb gehört es ihr. Aber lesen mögen es andere.

